

G.E. Wideman

Sophie Troublefield –  
Der Anfang vom Ende?

Roman

## **Fakten über Alkohol**

Jeder siebte Erwachsene trinkt zu viel, knapp 1,8 Millionen Deutsche gelten als alkoholabhängig, die Dunkelziffer jedoch liegt weitaus höher. Die Gefahren von Alkoholkonsum, selbst in geringeren Mengen, werden nach Einschätzung von Medizinern und Suchtexperten deutlich unterschätzt. 80 bis 90 Prozent der Erwachsenen bundesweit – also fast alle – trinken Alkohol, sagte Raphael Gaßmann, Geschäftsführer der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen.

## **Das Buch**

Sophie Troublefield ist Alkoholikerin. Ihre Jugend im Deutschland der 60er Jahre ist geprägt von Aufbruchsstimmung, Redlichkeit und Gutgläubigkeit. Im Alter von 55 Jahren, bei einer Geburtstagsfeier, trifft Sophie mit der Autorin dieses Buches zusammen. Neun Jahre später entsteht dieser Roman.

Humorvoll, manchmal Entsetzen auslösend, ergänzt durch philosophische Betrachtungen und Zitate, versucht die Autorin dem Leser, anhand von Sophies Lebensgeschichte, die schrecklichen Gefahren näherzubringen, die vielen Menschen durch den Missbrauch von Alkohol, Drogen und Medikamenten drohen.

Sophie ist eine junge Frau, die, erfüllt von einem unstillbaren Lebenshunger, ihren Lebensweg geht und erkennen muss, dass Alkohol die größte Herausforderung ihres Lebens wird. Früh begegnet sie David, einem schwarzen, amerikanischen Soldaten. Trotz riesiger kultureller und sozialer Unterschiede, heiraten sie. David wird ihre große Liebe und entpuppt sich gleichzeitig als ihr Retter.

**G.E. Wideman**

**Sophie Troublefield –  
Der Anfang vom Ende?**

**Eine wahre Geschichte  
über Freundschaft  
und Liebe,  
Krankheit und Glück**

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

*Dank an alle Freunde, die mich während der Zeit des Schreibens ertragen haben, die mir geholfen haben, Sophies Erinnerungen einmal mehr lebendig werden zu lassen. Ganz besonders danken möchte ich meiner Muse, Gerda Neumann, die mir in allen schwierigen Lebenssituationen zur Seite steht, meinen Geschwistern samt Anhang, meinem Sohn Daniel, meinem Stiefsohn Jeremy und meinem Ehemann, dem besten von allen.*

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Hergestellt in Deutschland • 1. Auflage 2017

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,  
[www.heimdall-verlag.de](http://www.heimdall-verlag.de)

© Alle Rechte bei der Autorin:  
Gabriele Wideman, [gabiwiedemann@aol.com](mailto:gabiwiedemann@aol.com)

Satz: Heimdall DTP-Service, [www.lettero.de](http://www.lettero.de)

Coverbild: © Kudzie Marange

ISBN: 978-3-946537-42-7

*Es ist nicht die stärkste Spezies, die überlebt, auch nicht die intelligenteste, es ist diejenige, die sich am ehesten dem Wandel anpassen kann.*

*Charles Darwin*

»Wie viele Male soll ich eigentlich noch dem Tod von der Schippe springen?«

Das fragte sich Sophie gerade gestern, an ihrem 64. Geburtstag. 64 Jahre sind eine lange Zeit. Ein stolzes Alter, ziemlich alt, betagt, antiquiert. Es gibt viele Bezeichnungen für Menschen jenseits der sechzig. Und dabei empfand Sophie sich noch keinen Tag älter, als an dem Tag, an dem sie vor 40 Jahren geheiratet hatte.

In einem Moment der Wehmut, waren ihr an diesem Geburtstag die vielen Gelegenheiten eingefallen, bei denen sie gedacht hatte, dass ihr Leben, nach menschlichem Ermessen, eigentlich längst vorbei sein müsste.

## Rückblende

### 1. Der Anfang vom Ende ... oder vielleicht doch nicht?

Es war das Jahr 1986, und zwar genau die Zeit, in der die meisten Menschen sich auf das bekanntlich schönste Fest des Jahres vorbereiteten, das Weihnachtsfest.

Sophie und ihre kleine Familie, das sind David, ihr Mann und Dennis ihr süßer, kleiner Sohn mit dem Lockenköpfchen, gerade mal vier Jahre alt, waren im Juni des Jahres in Sophies Heimatstadt gezogen, weil sie ihr Leben in der Nähe von Bremen, wo sie die letzten sechs Jahre gelebt hatten, nicht mehr aushalten konnte.

Genau richtig gelesen. Sie konnte ihr Leben nicht mehr aushalten. Im wahrsten Sinne des Wortes. Sie war zu der Zeit so weit unten angekommen, dass man sie kaum noch zu den Lebenden zählen durfte, was ihr an dem Punkt allerdings gar nicht bewusst war.

Sophie war Alkoholikerin. In all den Jahren zuvor, schon seit ihrem 14. Lebensjahr, um es genau zu sagen, hatte sie einen ständig steigenden Alkoholkonsum gehabt. Sie hatte wirklich und wahrhaftig dafür gesorgt, dass Alles und Jeder in ihrem Umkreis fast vor die sprichwörtlichen Hunde gegangen wäre.

Wenn sie jetzt nicht schleunigst die Reißleine des Fallschirmes ziehen würde, der sie vor dem unsanften Aufprall retten könnte, würde sie wahrscheinlich nie wieder in die glücklichen Kinder-Augen ihres geliebten Dennis schauen können oder die liebevollen Blicke ihres wunderbaren Ehemannes David erhaschen. Irgendetwas musste geschehen und sie wusste zum Teufel nicht, was sie tun sollte.

Sie hatte natürlich aufgrund ihrer Defizite, weil sie ständig besoffen war, und ihrer Unfähigkeit deswegen zu arbeiten, keinen Job und bezog Arbeitslosengeld. David hatte auch keine Arbeit, da er das Gefühl hatte, auf sie aufpassen zu müssen. Somit besaßen sie kaum genug Geld zum Leben. Glücklicherweise hatte ihre Mutter die drei im Juni bei sich aufgenommen, so dass sie wenigstens einen Ort zum Wohnen hatten und erst einmal keine Miete zahlen brauchten.

Gerade hatte sie, im November, zum zweiten Mal das Krankenhaus in ihrer Heimatstadt verlassen. Die erste Entlassung war im Oktober, nach einer dreiwöchigen Entgiftung gewesen, die sie auf Anraten ihres damaligen Hausarztes begonnen hatte. Jetzt im November, nach einem weiteren Aufenthalt in demselben, hatte sie das Hospital nach wenigen Tagen auf eigenen Wunsch verlassen.

Im Oktober hatte sie es wirklich geschafft, nachdem sie nach Hause entlassen worden war, eine Woche ohne Alkohol zu leben. Bis sie dann nach sieben Tagen genau da weiter gemacht hatte, wo sie vor dem Krankenhausaufenthalt aufgehört hatte.

Weniger als einen Monat später, hatte sie sich wieder soweit herunter gesoffen, dass sie sogar schon Dinge sah, die gar nicht vorhanden waren. Das Schlimmste daran war, sie wusste dass diese seltsamen Bilder nicht real waren. Ein Elch im Garten, ein sitzendes Kind gegenüber auf der Straße vor einem parkenden Auto, ringförmige Muster, die sich auf jedem Untergrund befanden, auf den sie ihre Füße setzte. So etwas, das erfuhr sie erst später, nannte man Delir.

Es war ein kalter Winter in dem Jahr. Nacht für Nacht war sie, zu Fuß oder mit dem Auto, unterwegs, in dem irrigen Glauben, irgendwo etwas Trinkbares, Alkoholisches zu finden.

Längst war kein Geld mehr da, mit dem sie noch etwas hätte kaufen können. Dennoch hatte sie in ihrer kranken Vorstellung

scheinbar angenommen, dass sie trotz aller Widrigkeiten irgendwie an ihren Stoff kommen könnte.

Sie klingelte nachts bei ihren Nachbarn, um sie um Alkohol zu bitten. Die waren natürlich völlig vor den Kopf gestoßen, durch ihr mitternächtliches Klingeln und die absurde Frage nach Schnaps. Sie lief zu ihrer damals einzigen, verbliebenen Freundin Elli, die ein paar hundert Meter entfernt lebte. Sie spielte ihr vor, dass sie mit ihrem Mann einen Ehekrach hätte und konnte auf diese Weise bei ihr Unterschlupf bekommen.

Natürlich hatte Sophie eigentlich nur gehofft, dass Elli bald einschlafen würde. Dann könnte sie sicherlich bei ihr im Külschrank, oder anderswo in der Wohnung, den für sie so lebensnotwendigen Alkohol finden.

Als Elli sie mitten in der Nacht beim Durchsuchen der Küche erwischte, erfand Sophie eine Ausrede. Sie wolle versuchen, zu Hause Frieden zu stiften. Daraufhin machte sie sich, mir nichts dir nichts, aus dem Staub.

Ihr ganzes verfügbares Geld hatte sie in Schnaps und Weinbrand umgesetzt. David hatte seine liebe Mühe, immer wieder neue Verstecke auszumachen, um den so überaus wertvollen Alkohol wegzuschütten, was bei Sophie regelmäßig irre Wutattacken auslöste.

Mehrere Male bestellte sie sich billige Weinbrand- oder Schnapsflaschen mit dem Taxi, weil sie zu besoffen war, um selber zu fahren. Immer musste sie warten, bis alle anderen im Haus eingeschlafen waren.

Bei einer dieser Gelegenheiten hatte sie kein Geld mehr, um den Taxifahrer zu bezahlen. Um trotzdem an die Flasche zu kommen, stahl sie ihrer Mutter, mangels auffindbaren Geldes einen wertvollen Diamantring. Den übergab sie einfach an den Fahrer, in der Hoffnung, dass sie ihn auf die Weise für ihren Schnaps bezahlen könnte. Gottlob war der Fahrer ein ehrlicher



Mann. Er brachte den Ring einige Tage oder Wochen später zurück. Sophies Mutter bezahlte ihn daraufhin für den Alkohol von der Tankstelle und für die Fahrt.

Sophie schlief nur noch zwei Stunden am Stück. Jedes Mal, wenn sie aufwachte musste sie nachladen. Wenn sie am Morgen, um zirka fünf Uhr endgültig aufstand, versuchte sie mit zittrigen Händen ein Wasserglas mit Schnaps zu füllen und dieses dann in sich hineinzuschütten, was ihr meistens nicht gelang. Wenn es dann doch mal geklappt hatte, musste sie das Gesöff nach einer Minute wieder auszukotzen, weil ihr Magen den scharfen Schnaps einfach nicht bei sich behalten konnte.

Die ganze Familie war in Aufruhr, niemand wusste mehr was zu tun war. Sie riefen Ärzte ins Haus, ihr Bruder fuhr sogar mit ihr ins Landeskrankenhaus. Dort fragte die Ärztin, ob Sophie dableiben wolle, was sie verneinte. Also musste der liebe Bruder sie notgedrungen wieder mitnehmen, da sie noch nicht entmündigt worden war und deshalb nicht gezwungen werden konnte, im LKH zu bleiben.

Die Entmündigung, so befürchtete Sophie damals in einigen klaren Momenten, hätte wahrscheinlich als nächstmögliche Aktion angestanden.

Im November hatte sie sich, wie oben erwähnt, selber aus dem Krankenhaus entlassen. Als die Lage für Sophie immer aussichtsloser wurde, begab sie sich noch ein drittes Mal ins Krankenhaus.

Dort ging das Delir, das schon Wochen vorher begonnen hatte, weiter. Sie erzählte mir, dass sie sich erinnerte, dass sie beeindruckt auf ihrem Bett gesessen hätte und den Fußboden betrachtet hatte, auf dem sich immer neue Farbmuster bildeten, zusammenfließen, wieder auseinander brachen, um dann wiederum zu anderen Farben und Formen zu werden. Auf einem

Bücherregal in der Ecke des Zimmers stand eine Hand, deren winkender Zeigefinger ihr andeutete, sie möge dorthin kommen. Es war total verrückt. Das Schlimmste war, sie wusste, dass all diese Dinge nur in ihrer Vorstellung existierten.

Am nächsten Tag, am Vormittag im Krankenhaus, hatte sie Halluzinationen. Das war neu für Sophie. Halluzinationen sind Wahrnehmungen, die man hört oder besser gesagt, zu hören glaubt. Sie war wiederum völlig fasziniert, diesmal im Bett liegend. Sie lauschte den Geräuschen, die aus ihrem Zuhause zu kommen schienen.

Sie hörte Treppen knarren, Türen zuschlagen, die Haustür klingel schellte, ein Nachbar kam und brachte die frohe Nachricht, dass er einen Job für David habe. Alles Lug und Trug, aber sie vermutete, dass eine geheime, unterirdische Kabelleitung von ihrem Wohnhaus zum Krankenhaus führte.

Am Nachmittag kam David mit Dennis vorbei, um Sophie zu besuchen. Sie beglückwünschte ihn zum neuen Job. Er war völlig verduzt, da er davon nichts wusste. Sophie erzählte ihm darauf von ihren Wahrnehmungen.

David erwiderte, »Du bildest dir alles nur ein«, aber sie wollte das einfach nicht glauben. David war ziemlich verzweifelt und hoffte einfach nur, dass dieser Alptraum irgendwann, hoffentlich bald, zu Ende gehen würde.

Irgendwie war es ihr gelungen, David zu überzeugen, das kleine, grüne Familienauto vor dem Krankenhaus zu parken. Sie bräuchte es vielleicht bald, um nach Hause zu kommen, hatte sie ihm erklärt.

Mit diesem kleinen, grünen Auto, nahm sie, noch Patientin in eben diesem Krankenhaus, ihre nächtlichen Ausflüge wieder auf. Sie besorgte sich Schnaps von einer der Tankstellen im Ort, trank diesen direkt im Auto auf. Ihr Arbeitslosengeld musste

gerade eingetroffen sein, denn andernfalls hätte sie kein Geld für derlei Einkäufe gehabt.

Als ihr all das zu umständlich wurde, entließ sie sich wiederum selber aus dem Hospital. Sie fuhr zurück nach Hause, mit Sicherheit zum Unmut ihrer ganzen Familie, die nach wie vor hilflos ihren Eskapaden gegenüber stand.

Es war jetzt ganz kurz vor Weihnachten. Sophie hatte die gesamte Barschaft der Familie in Alkohol umgesetzt. Es wurde immer schwieriger für sie, an irgendetwas Alkoholisches zu kommen. Sie hatte Selbstmordgedanken, lag fast nur noch im Bett, soff, und kotzte sich die Seele aus dem Leib. Ihre Geschwister, besonders ihre nächst jüngere Schwester Ingrid, kam oft vorbei. Sie wischte jeden Tag die ekeligen Hinterlassenschaften weg, da Sophie es selber nicht tat. Die komplette Familie war verzweifelt und völlig außer Rand und Band.

Dann war der Tag des Heiligen Abend gekommen. David hatte noch genau 15 Mark zur Verfügung. Damit war er losgefahren, um wenigstens ein kleines Geschenk, einen Roboter, der Dennis' innigster Wunsch war, für sein geliebtes Kind zu kaufen.

Sophies Schwager Stefan, der in der Nähe wohnte, kam mit seinem Auto vorbeigefahren, wohl auf Bitten von Sophies Mutter. Auf irgendeine Weise war es Mutter und Schwager gelungen, sie dazu zu bewegen, mit Stefan zu einem Psychiater zu fahren, der in der Stadt seine Praxis hatte. Glücklicherweise war dessen Praxis um 11 Uhr am Heiligen Abend noch geöffnet.

Sophies Familie hatte sich offenbar vorher erkundigt und ihr Kommen angemeldet. Der Schwager fuhr mit Sophie und ihrer unverzichtbaren Schnapsflasche auf dem Schoß, zum Arzt. Er parkte gegenüber der Praxis. Dann lief er verschämt mit ihr über die Straße zum Doktor, in der Hoffnung, dass nie-

mand sie sehen oder gar erkennen würde. Sophie konnte kaum noch laufen, sie stützte sich schwer auf Stefan. Sie musste wohl furchterregend ausgesehen haben, ungekämmt, ungewaschen und schlampig gekleidet.

In der Praxis ließ man sie nicht lange warten, bis der Arzt sie in sein Sprechzimmer rief. Sogleich fing er an, Sophie zu untersuchen.

Er war ein sehr direkter Mann mit viel Erfahrung, der vor einigen Jahren eine Suchtklinik, in einer kleinen Stadt in der Nähe, eröffnet hatte. Um in diese Klinik eingewiesen zu werden, war es nötig, vorher den Arzt zu besuchen, damit er die Notwendigkeit einer Einweisung feststellen konnte.

Er sagte zu ihr: »Mädchen, du bist ja total besoffen und du stinkst. Möchtest du, dass man dir hilft oder ist dir alles egal?« Sophie hatte den Sinn der Worte eigentlich gar nicht richtig verstanden, also fragte der Arzt sie weiter: »Möchtest du in meine Klinik eingewiesen werden? Wenn ja, muss dein Schwager dich jetzt sofort, ohne Umwege, ohne vorher nach Hause zu fahren, dorthin bringen, ansonsten geh nach Hause und beende die Sache.« Irgendwie musste Sophie wohl einen lichten Moment gehabt haben, denn sie erklärte sich einverstanden, unverzüglich dorthin gefahren zu werden.

Langsam und vorsichtig liefen Stefan und sie, Sophie schwankte mehr als dass sie ging, zum Auto. Sophie erzählte mir, sie erinnerte sich noch daran, dass ihr Schwager sie, die unvermeidliche Flasche zwischen den Knien, auf versteckten Wegen, damit niemand sie sehen würde, in die Klinik gebracht hatte.

Dort angekommen, wies man ihr ein Zimmer zu, in dem sie sich umgehend ins Bett legen durfte. An das was ihr Schwager danach gemacht hatte, konnte Sophie sich nicht mehr erinnern. Er musste aber wohl zu ihrer Familie zurück gefahren sein und

ihr später noch einige Dinge gebracht haben. Irgendwann merkte sie, dass sie ein Nachthemd anhatte und eine Tasche mit persönlichen Dingen neben ihrem Bett stand.

Die ersten zwei Tage in der Klinik waren fürchterlich. Es war ein regelrechter Alptraum, denn hier bekam sie keinen Alkohol mehr. In diesen Tagen war ihr einziger Gedanke, »Wie komme ich an Schnaps.« Sie hatte obskure Ideen, wie sie es wohl bewerkstelligen könnte, aus dem Fenster zu steigen, um irgendwo hin zu gelangen, wo sie etwas Alkoholisches kaufen konnte. Sie hörte ständig einen laufenden Diesel Motor, den sie einem wartenden Taxi zuordnete. Natürlich war dort kein Taxi, aber wie so häufig, war der Wunsch der Vater des Gedankens. Sie musste entsetzliche Angstzustände gehabt haben. Manchmal glaubte sie, dass sie ihre Zunge verschlucken würde. Die Muster auf dem Fußboden waren auch immer noch da. Sie aß überhaupt nichts, aber das war in diesen, fast hoffnungslosen Momenten, wirklich nicht wichtig.

So verbrachte sie die Weihnachtstage in einem Zustand, in dem sie dem Tode näher war, als dem Leben, wie man ihr später berichtete.

In den darauf folgenden Tagen wachte sie so langsam aus ihrem Dämmerzustand auf. Sie erzählte, dass sie sich an die erste Dusche erinnerte, die erste Gruppensitzung, den ersten Fernsehabend, das erste Frühstück und doch, all diese Dinge waren ihr zu Beginn der Rehabilitation völlig egal gewesen.

Sie interessierte sich nicht für den Film, den sie gemeinsam mit den anderen Patienten anschauen durfte. Ihr war einerlei was gesagt, getan oder gegessen wurde. Ihre Persönlichkeit war fast gänzlich verschwunden, wie es schien. Nur ganz allmählich schimmerte so etwas, wie ein menschliches Wesen, durch das Dunkel ihrer Umnachtung.

Nach der ersten Woche nahm sie immer bewusster an den täglichen Aktivitäten teil.

Zum Beispiel war es Usus in der Klinik, dass alle Patienten morgens um 6 Uhr einen langen Spaziergang machten. Das war Teil des Therapiekonzeptes. Dieser Gang machte ihr am Anfang riesige Schwierigkeiten, da sie überhaupt nicht mehr daran gewöhnt war, sich in irgendeiner Form zu bewegen. Nach einigen Tagen klappte das Laufen ohne größere Probleme. Sie konnte jetzt mit den übrigen Patienten beim allmorgendlichen Fußmarsch mithalten.

Morgen für Morgen stapften alle Patienten gemeinsam durch den tiefen Schnee. Manchmal schneite es so stark, dass es fast einem Schneesturm glich, der ihr die Luft zum Atmen nahm, aber Sophie hielt tapfer durch.

Auch an den täglichen Therapiesitzungen, die immer in einer Gruppe stattfanden, nahm sie ab der zweiten Woche mit mehr Interesse teil. Eine der Therapeutinnen im Krankenhaus war eine Ordensschwester, die vor vielen Jahren Sozialpädagogik studiert hatte und seit vielen Jahren dort arbeitete. Sie hatte durch ihre langjährige Tätigkeit in diesem Beruf eine wunderbar klare Menschenkenntnis.

Sie war es auch, die Sophie später, nach etwa einem Jahr, bei einem Ehemaligentreffen in der Klinik sagte, »Jemanden wie Sie hatten wir noch nie hier. Jemanden, der so sehr herunter gekommen war, deren Prognose gleich Null war.« So hatte Sophie sich selber gar nicht wahrgenommen, naja eigentlich hatte sie sich damals überhaupt nicht mehr wahrgenommen.

In der therapiefreien Zeit in der Klinik, konnten die Patienten lesen, rauchen, Kaffee trinken, mit anderen zusammen sitzen und reden.

Es wurde eine Werktherapie angeboten, deren Zweck es war, zu lernen, wieder etwas mit seiner Zeit anzufangen. Während

der Saufphase tut ein Säufer ja fast nichts anderes, als eben saufen.

Sie lernten, Holzbilder mit einem Brennstab herzustellen. Auf die jungfräulichen Holzbretter wurden, mittels eines Lötstabes, Bilder eingebrannt, die man als später Wandschmuck verwenden konnte. Auch Entspannungsübungen, eine Art Yoga, wurden angeboten. Diese dienten dazu, den Patienten zu helfen, ihre oft sehr traumatische Saufvergangenheit zu bewältigen.

Sophie fing nach und nach wieder an, sich zu pflegen. Das heißt, sie duschte jeden Tag, bügelte ihre Kleidung, achtete auch sonst auf ihr Äußeres, sogar Make up benutze sie jetzt manchmal.

Während der ganzen Zeit regenerierte sich ihre völlig ausgetrocknete Haut. Sie hatte Schuppen auf dem Kopf, die beim Kämmen wie Schnee herunter rieselten. Überall am Körper pellte die Haut in großen Flatschen ab. Ihr vom Alkoholmissbrauch aufgedunsenes Gesicht begann wieder menschliche Züge anzunehmen, obwohl es noch Monate dauern sollte, bis es wieder zu seiner ursprünglichen Form gelangen würde.

Ab der dritten Woche durften Familienmitglieder an einem bestimmten Tag in der Woche zu Besuch kommen. Ebenfalls ab der dritten Woche durfte man telefonieren. All das war während der ersten zwei Wochen verboten, damit die Patienten sich ganz auf sich selber konzentrieren konnten.

Alles in allem, so lautete Sophies Fazit, haben diese sechs Wochen in der Entgiftungsklinik ihr das Leben gerettet. Sie spricht noch heute oft von dem großen Glück, dass ihr durch diesen Schritt zuteil geworden war.

Ich wage nicht mir auszumalen, was passiert wäre, wenn es ihr nicht vergönnt gewesen wäre, diesen Psychiater, an eben jenem Heiligen Abend zu treffen. Dank an alle anderen, die dabei geholfen haben, aus ihr wieder einen Menschen zu machen.

Als meine Freundin hätte ich sie andernfalls niemals kennen gelernt. Auch viele andere Menschen, von denen ihr in meinem nächsten Buch hören werdet, hätten viele schöne Dinge in ihrem Leben nicht erlebt.

*Das Geheimnis des außerordentlichen Menschen ist in den meisten Fällen nichts als Konsequenz*

*Gautama Buddha*

Nach sechs Wochen intensivster Erfahrungen durfte Sophie das Krankenhaus verlassen, ohne Alkohol im Blut.

Ihr Mann David holte sie mit dem kleinen, grünen Familienauto ab, Dennis im Schlepptau.

Grün, die Farbe des Autos, das Sinnbild für Hoffnung. Sophie bestand darauf, selber zu fahren. Etwas gewagt von David, ihr das Steuer zu überlassen, aber sie war immer schon sehr durchsetzungsfähig gewesen. Somit hatte er wahrscheinlich wenige Chancen, sich gegen ihren Willen zur Wehr zu setzen.

Die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle. Sie gelangten mit heiler Haut nach Hause. Sophies neues Leben konnte beginnen. Glück gehabt!



## 2. Sophie trifft G.E.

*»Gibt es etwas Beglückenders, als einen Menschen zu kennen mit dem man sprechen kann wie mit sich selbst? Könnte man höchstes Glück und tiefstes Unglück ertragen, hätte man niemanden, der daran teilnimmt? Freundschaft ist vor allem Anteilnahme und Mitgefühl!«*

*Marcus Tullius Cicero*

Vor etwa neun Jahren traf ich auf einer Feier Sophie, eine Frau, die mich von Anfang an faszinierte. Sie ist, genau wie ich, seit vielen Jahren mit einem schwarzen Amerikaner verheiratet. Und das waren beileibe nicht unsere einzigen Gemeinsamkeiten.

Wir sind, bis auf ein paar Monate Unterschied, gleichaltrig, wohnen sogar in der gleichen Stadt, in der wir auch das Licht der Welt erblickt haben. Wir haben beide viele Jahre im Ausland und verschiedenen Städten in Deutschland verbracht. Das Schicksal hatte es scheinbar gewollt, dass wir etwa zur gleichen Zeit in unsere Heimatstadt zurückgekehrt waren.

Wir hatten uns als Jugendliche nicht gekannt, da wir auf verschiedene Schulen gegangen waren. Auch in unserer Freizeit hatten wir unterschiedliche Interessen und somit kaum Berührungspunkte, durch die wir uns hätten treffen können.

Wir fanden während unserer Begegnung bei der Feier Gefallen aneinander und verabredeten uns in der darauf folgenden Zeit hin und wieder. So wurden wir ganz allmählich zu sehr guten Freundinnen.

Wir hatten viel zu bereden, viele Gemeinsamkeiten, jede Menge ziemlich ähnliche Erfahrungen in den letzten Jahrzehnten gemacht. Es war durchaus nicht einfach gewesen, damals in den 70er und 80er Jahren in Deutschland, mit einem

dunkelhäutigen Amerikaner verheiratet zu sein. Um es kurz zu sagen, wir waren uns überaus sympathisch.

Eines Tages fragte mich Sophie völlig unerwartet, »Hast du nicht Lust, mit mir in den Skiurlaub nach Österreich zu fahren?« Da dieser Sport unser beider Hobby war und ist, sagte ich zu. Wir planten für den folgenden Winter Ferien zu zweit in den österreichischen Bergen, um ein paar Wochen lang auszuspannen und unserem gemeinsamen Hobby zu frönen.

Dass das anfangs ideale Skiwetter, gleich am zweiten Tag derart umschlagen würde, uns sozusagen festsetzen würde, damit hatten wir nicht gerechnet. Im Nachhinein möchte ich behaupten, dass dieses die intensivste und gleichzeitig aufwühlendste Zeit meines Lebens gewesen ist.

Fast zwei Wochen lang waren wir komplett eingeschneit. Wir hatten täglichen Handykontakt mit unseren Familien. Es gab genug Lebensmittelvorräte in der Hütte, glücklicherweise, denn Hilfe war auf Grund der extremen Wetterlage nicht zu erwarten. Wir vertrieben uns die lange Zeit mit allerlei klugen Gesprächen über unsere Vergangenheit, philosophierten über die Gegenwart und diskutierten unsere Erwartungen für die Zukunft.

Ich gedenke, auf den nächsten Seiten all die Erlebnisse und Erkenntnisse zu Papier zu bringen, die Sophie mir über ihr Leben geschildert hat.

### 3. Vorgeplänkel

## Manchmal kann auch Geld Glück bedeuten

Alle, die Sophie gut kennen, wissen, dass sie, seit sie erwachsen ist, Lotto spielt. Nicht exzessiv, wie manch andere, aber regelmäßig, jede Woche. Diese Unart, wie ich es am liebsten nennen möchte, hatte sie von ihren Eltern, besonders von ihrer Mutter abgeschaut. Sophie berichtete mir, »Meine Mutter füllte jedes Wochenende, am Freitag, einen Lottoschein aus, immer mit den gleichen Zahlen. Ich erinnere mich noch lebhaft an ihre samstäglichen Aussprüche. Mit strahlendem Lächeln verkündete sie regelmäßig, mehrmals jeden Samstag, »Stell dir mal vor, wir hätten sechs Richtige, was wir damit alles machen könnten. Ich würde ...« Darauf folgten dann regelmäßige Aufzählungen von Wunschlisten und begünstigten Personen, die im Falle eines Gewinns abgearbeitet werden würden.«

Mich fasziniert diese Haltung, zeigt sie doch, dass es durchaus möglich ist, Menschen, zuversichtlich zu stimmen, sei es allein durch die abstrakte Möglichkeit eines finanziellen Glückstreffers.

Wie gesagt, gibt Sophie jede Woche einen kleinen Betrag für das Lottospiel aus. Viele Ungläubige rechnen ihr ständig vor, was sie mit dem bisher eingesetzten Geld alles hätte machen können. Was diese »bedauernswerten Menschen«, wie ich sie ironisch nennen möchte, nicht wissen, ist, wie viel Hoffnung Sophie sich mit diesen relativ kleinen Beträgen kaufen konnte und kann. Was sie mit ihrem Einsatz schon einige Male erreicht hat, wobei ich in dem Zusammenhang auch gleich auf die ausgleichende Gerechtigkeit hinweisen möchte.

Ich will jetzt nicht schon am Anfang die ganze Geschichte vorweg nehmen, aber diese drei Begebenheiten muss ich euch doch, zur Beurteilung, kurz schildern.

1987, gerade aus der Entzugsklinik entlassen, ging Sophie an einem Montag, wie immer, zum Lottoladen, um dort die am Wochenende gezogenen Zahlen mit ihren vergleichen zu lassen. Und siehe da, fünf der sechs Zahlen hatte sie auf ihrem Schein angekreuzt. Dieser Tipp bescherte ihr einen Gewinn von 2.800 DM, die konnten sie zu der Zeit wirklich gut gebrauchen.

1999, am Tag von Sophies Entlassung aus einem Krankenhaus, wo man ihr ein neues Hüftgelenk eingesetzt hatte, fuhr ihr Mann auf ihr Bitten hin, auf dem Rückweg vom Krankenhaus nach Hause, beim Lottogeschäft vorbei. Übrigens, den Defekt ihres alten Hüftgelenks, hatte der Arzt auf ihre Sauferei zurückgeführt, deretwegen sie von Dezember 86 bis Februar 87 in der Entzugsklinik gewesen war. Der Doktor hatte gemeint, dass während der Jahre des Alkoholmißbrauchs ein eklatanter Nährstoffmangel entstanden sei, der das Hüftgelenk regelrecht pulverisiert hatte. Der Arzt hatte ihr damals eröffnet, »Ihr Gelenk ist nur noch Brei, es muss dringend ersetzt werden.« Wie gesagt, ging Sophies Mann in den Lottoladen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder heraus kam. Nach etwa einer viertel Stunde erschien er, schlenderte langsam auf Sophie im Wagen zu, mit einem süffisanten Lächeln im Gesicht. Er klopfte bedeutungsvoll auf die Brusttasche seines Hemdes. Sie hatte wieder fünf richtige Zahlen angekreuzt und wieder 2.800 DM gewonnen. Damals wurden Gewinne bis 5.000 DM noch in bar ausgezahlt.

2016, Sophie war einen Monat zuvor aus dem Krankenhaus entlassen worden, wo ihr mittels mehrerer Notoperationen das Leben gerettet worden war. Sie hatte eine Sepsis gehabt. Ihre Krankheit war das Resultat der letzten vier Jahre gewesen,

in denen sie sich überschwänglich für verschiedene, ehrenamtliche Projekte eingesetzt hatte, von denen ich in meinem nächsten Buch berichten werde. Sie ließ an einem Donnerstag ihren Lottoschein überprüfen und siehe da, sie hatte 2.800 Euro gewonnen. Dieses Mal wurde das Geld allerdings überwiesen, was zwei Tage dauerte.

Dreimal der gleiche Betrag, zweimal in DM, einmal in Euro und kurioserweise, jedes Mal mit exakt den gleichen Gewinnzahlen. Wie kann man das erklären? War es Zufall, Glück, ausgleichende Gerechtigkeit, als Wiedergutmachung für ihre Krankheiten? Vielleicht ein bisschen von allem? Was auch immer es gewesen sein mochte, diese drei Vorfälle beschreiben Sophies glückliches Händchen, ihre Zuversicht und ihren unerschütterlichen Glauben an das Glück im Leben, ziemlich treffend. Ich bin fest davon überzeugt, dass Sophie genau wegen dieser Haltung, ihr Leben so scheinbar spielerisch meistern kann.

»Ich werde euch allerdings die Glückszahlen nicht verraten, die Sophie allein mir genannt hat. Es könnte ja immerhin sein, dass in Zukunft wieder einmal, gerade diese Zahlen drankommen. Den Jackpot möchte ich in dem Fall höchstens mit Sophie teilen, sollte ich denn meinen Lottoschein abgegeben haben.«